

Angekommen aus der Heimat

Chase aus den USA, Maria aus Bulgarien, Nam aus Vietnam – Wie neue Gaststudenten Leipzig wahrnehmen

Von ANNA LEHMANN und TIMO LUTZ

„Ich habe mich immer noch nicht an die deutschen Ladenöffnungszeiten gewöhnt“, stöhnt der 24-jährige Chase. „Wenigstens kann man im Hauptbahnhof noch bis spät abends einkaufen“, setzt er in fast akzentfreiem Deutsch hinzu. Der selbstbewusste Texaner ist im September mit einem Forschungsstipendium an die Alma Mater gekommen. Hier hofft er gute Quellen für sein Spezialthema zu finden: „Die Kunst am Sächsischen Hof“. Aber erst einmal sprudelt der Ärger über die Zustände auf dem hiesigen Campus aus ihm heraus: „Die Uni ist ein Chaos und total über-

lastet. Man muss sich um alles selbst kümmern.“ Chase gehört zu den rund 700 ausländischen Studenten, die jeden Herbst neu in die Messestadt kommen.

Der erste Weg führt zum Akademischen Auslandsamt, wo sich die Neuankömmlinge einschreiben müssen und Wohnheimplätze angeboten bekommen. Auch Maria und Haralambi aus Bulgarien haben sich dort vorgestellt. „Wir waren drei Tage zu früh da und sind erst mal abgewiesen worden.“ Maria zieht die schwarzen Augenbrauen hoch, als sie sich an ihren ersten Tag an der Pleiße erinnert. Der stämmige Haralambi beschwichtigt, dass die Damen im Auslandsamt sehr zuvorkommend gewesen seien.

Auch Chase lobt die freundlichen Behörden. Und die Leipziger selbst hat er als offen und neugierig kennen gelernt. Maria und Haralambi sind in ihrer Heimat darauf hingewiesen worden, dass die Leute hier sehr verschlossen seien. „Aber das stimmt nicht.“ Maria schüttelt ihre Locken: „Die Leipziger sind impulsiv, es gibt keine Distanz.“ Das Duo ist viel mit anderen Austauschstudenten unterwegs, auch Besuche in der Oper und im Gewandhaus stehen auf dem Programm.

Die Belgierin Katrien ist wiederum öfter in den Clubs und Kneipen der Stadt zu finden. Die 20-jährige Germanistikstudentin kommt aus einer Kleinstadt und tummelt sich gerne in der hiesigen Szene. Leipzig sei ihr

nicht zu anonym, aber dennoch groß genug, um jeden Abend woanders hinzugehen.

„Leipzig ist wirklich eine Kulturstadt“, bekräftigt Sophie. Die aufgeschlossene Französin hat in Bordeaux am Goethe-Institut gearbeitet, bevor sie nach Leipzig kam. Hier betreibt sie jetzt die Bibliothek des Institut Français. Sie begrüßt jeden Besucher mit einem Lächeln und springt zwischen „Bonjour“ und „Guten Tag“ hin und her. Nach Sachsen hat es sie eher zufällig verschlagen, am hiesigen Institut war gerade eine Stelle frei, schildert sie – ab und zu rutschen ein paar französische Brocken dazwischen. Sophie ist eher widerstrebend gekommen, sie hatte ein Bild von einer grauen Stadt im Osten vor Augen. Doch damit habe Leipzig nichts gemein und auch auf der Straße seien viele Sprachen zu hören. „Es gibt keine Snobs“, schiebt sie nach. Inzwischen hat sie viele Freunde gefunden, darunter Belgier, Franzosen, Italiener und Deutsche.

Die Vietnamesin Nam fühlt sich hingegen am wohlsten bei ihren Kommilitonen aus Ostasien. Mit der deutschen Sprache hat die zierliche Informatikstudentin noch zu kämpfen, erzählt sie, während sie im ersten Stock des Herder-Institutes einer wichtigen Deutsch-Klausur entgegenfiebert. Immer wieder fliegen ihre Augen zur Uhr. Die Leipziger würden sich Zeit nehmen, sie zu verstehen und auf ihre Fragen zu antworten. Andererseits: „Es gibt auch viele Männer, die sind arbeitslos und trinken Bier. Sie sagen keine höflichen Sachen, wenn ich vorbeigehe.“ Sie lächelt verlegen. Am besten gefallen ihr die vielen Bäume, die es hier gibt. Das kenne sie aus ihrer Heimat nicht. Die Familie fehle ihr, aber richtiges Heimweh überfalle sie selten.

Auch Haralambi, Maria, Sophie und Katrien haben sich eingelebt und fühlen sich wohl. Chase sinniert laut: „Ich kann mir vorstellen hier zu bleiben.“



Studentenfutter

Nenke nun Chef der „mb“

Der Student Gerhard Nenke wurde vom Vorstand der Moritzbastei-Stiftung zum Geschäftsführer des Studentenclubs berufen. Nenke engagiert sich seit der Wende für die Moritzbastei und hat sich vorgenommen, das akademische und studentische Jugendleben in Leipzig stärker zu fördern. Die „mb“ soll auch enger mit anderen Studentenclubs zusammenarbeiten.

Bibliothek sucht Spender

Als Reaktion auf den unzureichenden Lehrmittelbestand der Mediziner-Bibliothek an der Universität gründen Studenten den „Förderverein der Medizinischen Bibliothek Leipzig“. Der Verein möchte durch Spenden und Mitgliedsbeiträge neue Bücher für die Einrichtung in der Liebigstraße 13 erwerben. Infos gibt's unter 0341/91 71 55 62.

Amtseinführung für Rektorat

Am 4. Dezember wird das neue Führungsquartett der Leipziger Uni auf einem akademischen Festakt ins Amt eingeführt. Beim letzten Konzil waren Volker Bigl zum Rektor sowie Monika Krüger, Helmut Papp und Adolf Wagner für Prorektoren für die kommenden drei Jahre gewählt worden.

Tagung zur Hochschulbildung

Unter dem Motto „Reform höherer Bildung – der Internationale Weg“ steht eine Tagung vom 30. November bis 2. Dezember in Leipzig, die von der Europäischen Gesellschaft für Internationale Bildung und der Uni gemeinsam ausgerichtet wird. Rund 1400 Fachleute kommen zu dem Kongress. Internet: www.uni-leipzig.de/~akadem

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Michael Haller betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Christian Eißner und Enno Brendgens. Campus ist erreichbar unter Tel./Fax 9 73 57 46.

Vom Elfenbeinturm auf die Straße

Kommilitonen und Gelehrte machen an Uni-Instituten gegen Rechtsextremismus mobil

Die Hochschulen sind zu weit von der Realität entfernt, aktuelle Probleme prallen am Elfenbeinturm der Wissenschaft ab. Ein oft geäußerter Vorwurf – der aber nicht immer berechtigt ist: Die Debatte über Rechtsextremismus etwa beschäftigt zurzeit nicht nur Politiker und Medien, sondern auch viele Institute der Universität Leipzig, an denen das Problem Inhalt von Lehrveranstaltungen und Aktionen geworden ist.

Das Institut für Germanistik etwa veranstaltet zusammen mit dem Institut für Amerikanistik ein Seminar mit dem Titel „Kulturkritik und Amerikanisierung“. Hier geht es unter anderem um die Entstehung von Nationalismus als Angstreaktion auf zunehmende Verwestlichung.

Auch das Institut für Politikwis-

senschaft widmet sich dem Problem: Themen wie Nationalismus und Rassismus sind ohnehin Teile der Lehre. Der Förderverein des Instituts richtete jetzt darüber hinaus eine Podiumsdiskussion zum Thema Rechtsextremismus und Ausländerfeindlichkeit in Ostdeutschland aus. Hier kamen Redner aus Wissenschaft und Praxis zu Wort. „Das Wissen über die Ursachen von Rechtsextremismus muss über die Institutsöffentlichkeit hinausgehen“, sagt Sigrid Meuschel, Professorin am Institut und Vorsitzende des Fördervereins.

Auch bei den Erziehungswissenschaftlern ist Rechtsextremismus ein Thema: Mit zukünftigen Lehrern diskutiert Martin Dornis in seinem Tutorium „Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt unter Jugendlichen“ über die Problematik. Dornis, der im April selbst Opfer eines Neonazi-Übergriffes geworden ist, hält die Auseinandersetzung mit dem Thema für äußerst wichtig. „Das Übel lässt sich nur bekämpfen, wenn man die Ursachen kennt. Es gibt viele Theorien, aber keine vollständige“, bedauert der 25-Jährige. Viele Ansätze werden in den Erziehungswissenschaften gelehrt, aber „pädagogisch ist das Problem nicht lösbar“, so Dornis.

Auch das Problembewusstsein der Kunsterzieher der kommenden Generation soll geschärft werden. In der Vorlesung „Theorie der Bildenden Kunst“ ging es dieser Tage um rechte Gewalt, die sich – so Professor Frank Schulz, Leiter des Instituts für Kunstpädagogik – „oft genug auch gegen moderne Kunst richtet“.

Anja Kefler, Enno Brendgens

Historiker Dan Diner zur Konfliktbewältigung in Nahost:

„Ein geteiltes Heiligtum ist kein Heiligtum mehr“

Professor Dan Diner hält den Tempelberg in Jerusalem für einen zentralen Konfliktpunkt zwischen Israelis und Palästinensern. Der Historiker lehrt moderne Geschichte an der Ben-Gurion-Universität des Negev und der Universität Leipzig. Hier ist er auch Direktor des Simon-Dubnow-Institutes für jüdische Geschichte und Kultur.

Frage: Seit Jahrzehnten wird vom Friedensprozess zwischen Israel und den Palästinensern gesprochen. Ist er angesichts der neuerlichen Gewalt zur Worthülse verkommen?

Diner: So lange beide Konfliktparteien noch von einem Friedensprozess reden, demonstrieren sie, dass sie weiterhin an einem Ausgleich interessiert sind. Keiner möchte die Verantwortung dafür übernehmen, den Friedensprozess für tot zu erklären. Insofern ist dieser Begriff wichtig. Er hält Chancen offen.

Es gibt also derzeit keinen Kriegszustand?

So tragisch das angesichts der fast zweihundert Toten klingen mag: Beide Parteien haben ihre strategischen Waffen bisher nicht ausgespielt. Die Israelis halten sich bei aller Überlegenheit relativ zurück. Aber auch die Palästinenser haben trotz des Anschlags in Jerusalem noch nicht flächendeckend Selbstmordkommandos losgeschickt.

Was ist denn schiefgegangen?

Die Palästinenser jedenfalls sind davon ausgegangen, dass die Israelis bis zum Jahre 2000 die besetzten Gebiete verlassen. Es sollte ein Staat Palästina entstehen mit der Hauptstadt Jerusalem. Von israelischer Seite wollte man diesen Prozess so lange hinauszögern, bis eine breite Mehrheit der Bevölkerung die Rückgabe der Gebiete akzeptiert hat. Man hoffte, die Jerusalem-Frage würde sich im gemeinsamen Alltag wie von selbst lösen.

Und dann hat Barak einen diplomatischen Fehler gemacht.

Barak hat die letzte Frage aller Fragen im Sommer an den Anfang gestellt. Er hat in Camp David gefragt, was mit Jerusalem wird. Damit wurde die Frage des Tempelberges zu einem Sprengsatz, der alles detonieren ließ.

Hat die Auseinandersetzung damit ihre alte religiöse Dimension zurückgewonnen?

Der Streit geht vom Tempelberg aus. Die Palästinenser fordern die volle Souveränität über das Heiligtum. Israel will das nicht zugestehen. Nun: Ein geteiltes Heiligtum ist kein Heiligtum mehr.

Wie ist dieser Konflikt lösbar?

Von der Struk-

ture her ist der Konflikt nicht lösbar. So würden die Gleichbehandlungsansprüche der arabischen Bevölkerung in Israel auf die Umdefinierung des israelischen Staates als binationaler Staat hinauslaufen. Das wäre das Ende des jüdischen Staates. Die Palästinenser sind nämlich auch Araber und Muslime und so ein Teil von Hunderten von Millionen. Aber auch insgesamt stehen die Mehrheitsverhältnisse zwischen Juden und Arabern wie auf dem Kopf: Israel ist in einer absoluten Minderheitsituation. Oder anders ausgedrückt: Die Israelis sind aktuell stark, aber historisch schwach.

Gäbe es eine Lösung, die für beide Seiten akzeptabel wäre?

Beide Parteien müssten sich zwingen, den Konflikt allein unter den Bedingungen der Gegenwartigkeit zu sehen. Sie müssten versuchen, auf der Grundlage nationalstaatlicher Überlegungen in zwei Territorien miteinander zu leben. Es mag angesichts der lokalen, regionalen und weiteren Mehrheitsverhältnisse (Palästinenser, Araber, Muslime) eine Fiktion sein. Aber diese Fiktion ist die einzige Hoffnung.

Welche Rolle könnten die USA einnehmen, um den Friedensprozess wieder in Gang zu bringen?

Die USA können nur soweit gehen, wie beide Verhandlungspartner es möglich machen. Derzeit kann man den Konfliktpartnern nur gut zureden. Sanktionen würden kurzfristig nicht greifen. Außerdem ist Clinton eine „lahme Ente“, er hat faktisch keinen Einfluss mehr. Bis sein Amtsnachfolger sich eingearbeitet hat, vergeht mindestens ein halbes Jahr. In dieser Zeit besteht die Gefahr eines Vakuums, in dem beide Akteure eigenmächtig handeln. Dies hätte hoch dramatische Folgen. Freilich besteht unmittelbar nach den amerikanischen Wahlen für Clinton noch eine kleine Chance, ohne Rücksichtnahme, den Einfluss Amerikas in einer letzten Anstrengung ins Spiel zu bringen.

Das klingt nicht sehr optimistisch.

In der Tat sind den USA die Hände gebunden. Zeiten des Kalten

Krieges haben die beiden Supermächte regionale und lokale Konflikte untereinander gemanagt. Selbst wenn es zu Nahostkriegen kam, war allen klar, dass sich die beiden Mächte bald einigen und ihre Klienten stoppen würden. Heute gibt es keine Klientelstaaten mehr, weil es keine dualistische Struktur der Supermächte mehr gibt. Das Prinzip von Hammer und Amboss – eine Supermacht droht, die andere reagiert – ist hinfallen geworden. Insofern wäre es wirklich dramatisch, wenn es zu militärischen Auseinandersetzungen kommen sollte.

Interview: Martin Braun, Susanne Schulz



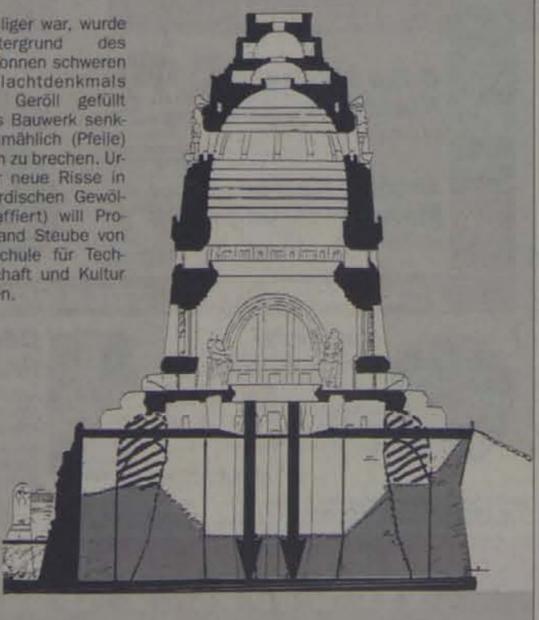
Israelexperte Professor Dan Diner. Foto: Martin Braun

Experten der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur messen Risse im feuchtkalten Gewölbe unter dem Koloss / Geeignetes Füllmaterial gesucht

Völkerschlachtdenkmal bei Professor Steube auf dem „Operations-Tisch“

Denkmal auf Schutt

Weil es billiger war, wurde der Untergrund des 300 000 Tonnen schweren Völkerschlachtdenkmal einst mit Geröll gefüllt (grau). Das Bauwerk senkte sich allmählich (Pfeile) und begann zu brechen. Ursachen für neue Risse in den unterirdischen Gewölben (schraffiert) will Professor Roland Steube von der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur untersuchen.



Das Völkerschlachtdenkmal ist marode, es soll saniert und vermarktet werden. So der Stand der Dinge in der Diskussion um die Zukunft des Denkmals in Probstheida. Auch für den touristischen Betrachter wird bei einem flüchtigen Blick klar, dass es an einigen Stellen zusammensinkt oder auseinander bricht.

Das Problem dafür liegt im Inneren des Riesens: „Bewegungen im Unterbau“ – so erklärt Professor Roland Steube vom Fachbereich Bauwesen der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) die Spannungen und Risse, die in der unterirdischen Stützenkonstruktion des Völkerschlachtdenkmal auftreten.

Diese Risse wurden erstmals 1916 behandelt, damals konnte man sie noch mit einem durchaus üblichen Absinken des tonnenschweren Denkmals erklären. Im Laufe der Bauphase hat sich der Boden unter dem zunehmenden Gewicht des Bauwerks immer mehr zusammengedrückt. Schuld daran ist der Untergrund: Aus Kostengründen wurde damals statt teurem Steinmaterial

Schutt und Asche aus der Umgebung angekarrt. Zum zweiten Mal wurden kleine „Operationen“ 1930 ausgeführt, dabei aber falsche Materialien zur Verschmierung der Risse verwendet, sodass wiederum Spannungen im Stein auftraten, die teilweise zum Abplatzen von größeren Gemäuerteilen führten. Erneuten Messungen aus den 60er Jahren wurde keine weitere Beachtung geschenkt.

Seit dem Sommer 1999 begibt sich Steube nun mit einem Studenten seines Fachbereichs einmal monatlich in die feuchtkalten unterirdischen Gewölbe des Völkerschlachtdenkmal, um mit technischen Geräten das Dehnungsverhalten an den 44 Bögen zwischen den Stützsäulen zu untersuchen. Dabei werden an den vier bis sieben Meter hohen Bögenkonstruktionen Messmarken angelegt und fotografische Dokumentationen erstellt, um so Vergleichswerte und -bilder zu bekommen.

Diese „Höhlenforschung“ soll nachweisen, dass „mittlerweile nicht

mehr der Baugrund und somit Senkungen das Problem für die Risse im Gestein sind, sondern jahreszeitlich bedingte Schwankungen von Temperatur und Feuchtigkeit“. Ein wesentlicher beeinflussender Faktor sei hierbei Kondens- und Sickerwasser, das den Kalk aus dem Mörtel spült und somit dessen Bindekraft beeinträchtigt.

Aufgrund der Messergebnisse möchten die Wissenschaftler ein flexibles Füllmaterial finden, das die spannungsbedingten Bewegungen mitmacht, aber die Feuchtigkeit nicht in den Stein lässt. In Ergänzung zu den Messungen im Inneren misst ein Weimarer Institut zusätzlich auch im Außenbereich.

Noch mindestens ein Jahr lang werden die Rissuntersuchungen im unterirdischen Teil des Völkerschlachtdenkmal vorgenommen, im Zusammenhang damit auch Praktikums- und Diplomvorhaben des Fachbereichs Bauwesen der HTWK realisiert, bis dann die konkreten Sanierungsmaßnahmen beginnen können.

Nora Knappe